

Meine Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde der Kunst,

wenn der Maler Carl Spitzweg einen Künstler, bei Ihm ein armer Poet, fernab von jeglicher üblichen Erwerbstätigkeit in eine armselige und regenundichte Dachkammer setzt, wo dieser sich nur den eigenen Ideen und Vorstellungen hingibt, entspricht dies ganz einem traditionellen Vorurteil: Der Künstler - oder die Künstlerin - als weltabgewandter, exotischer, ja manchmal auch irgendwie genialer Spinner. Ihre Kunst: interessant, aber eigentlich nutzlos. Ihr Wert?: Als Anlageobjekt immerhin möglicherweise attraktiv, könnte ja mal richtig teuer werden; siehe van Gogh. Kunst also als Pfeiler eines bürgerlichen, erfolgs- und zielgerichteten Wertesystems.

Kunst aber, meine Damen und Herren, ist kein Luxus, sondern Notwendigkeit, das Kunstwerk viel mehr als nur Handels- und Spekulationsware. Es ist die Materialisierung, das Ende eines langen Findungs- und Gestaltungsprozesses sensibler und aufmerksamer Menschen. Die Wahrnehmung ihrer Umwelt und das Bedürfnis, sie zu kommentieren und zu interpretieren findet eine eigene sinnliche oder bzw. und intellektuelle, kommunikative Sprache, Natur wird dabei nicht einfach nur kopiert sondern, je nach Bedürfnis des Künstlers oder der Künstlerin nach Harmonie oder Disharmonie neu geformt und komponiert. Picasso meinte, er, der Künstler suche nicht, er finde. Von Künstlern also ein Angebot an Nichtkünstler, durch Betrachten und Auseinandersetzung mit ihrer Kunst selbst Wege zu finden, ihre Umwelt einmal anders wahrzunehmen, anders, als gesellschaftliche Vorgaben wie Moral, Leistung und berufliche Positionsfindung dies zulassen, und sich selbst, zumindest ein Stückchen, frei zu machen von gesellschaftlicher Erwartungshaltung und, um sich zu öffnen, gegenüber sich selbst und den eigenen, in sich schlummernden, kreativen Potentialen.

Aber auch Künstler und Künstlerinnen benötigen Inspiration, etwa durch den sinnlichen Kontakt mit der Natur: besondere, eindrucksvolle Farben oder Formen von Pflanzen, Tieren oder Steinen wirken anregend. Martin Pöll, in Südtirol geboren und aufgewachsen, haben es Bäume angetan: Der spiralförmige Flug von Ahornsamen und die Form von Blättern oder Baumrinde führten zu frei übersetzten Skulpturen von mitunter beeindruckender Größe. Beinahe wie ein Zaubertrank wirkte wohl das von Martin Pöll im Wald gesammelte Harz von Fichten. Er kochte es, destillierte daraus ätherische Öle und goß das Harz quasi als Rohmaterial für weitere skulpturale Ideen in ganze Barren, wie man ein solches Exemplar hier in der Ausstellung bewundern kann. Eine solche Idee nahm Seerosenblätter zum Ausgangspunkt. Den Künstler faszinierten ihre Unterseiten mit ihrem aus gratförmigen Adern gebildeten, deltaartigen Relief. Er schuf durch Abguss ein negatives, hier ausgestelltes Nachbild, wobei der Guss aus mehrfach gekochtem Baumharz eine schwarze Farbe und das Endprodukt durch die scheinbaren, die ganze Fläche durchziehenden Risse die Ästhetik von verkohltem Holz annahm. So entstand aus Materialien und Vorgängen der Natur ein autonomes Kunstwerk: eine Scheibe mit lebendiger, beinahe sinnlich anmutender Sprügelung und zugleich ein Symbol für das bedeutendste Naturgesetz: das Zusammenspiel von Werden und Vergehen.

Die Abhängigkeit dieses urgesetzlichen Prozesses von der Zeit ist Thema einer anderen, ähnlichen, aber größeren, in dieser Ausstellung präsentierten Arbeit. Die Scheibe hat Martin Pöll nach dem Guss in zwölf konzentrische Ringe geschnitten und jeden Ring dann immer im Verhältnis zum Nachbarring um jeweils 1/12 eines 360 Grad-Kreises vergleichbar einer Stunde auf einer Uhr im Uhrzeigersinn gedreht.

Weniger Subtiles, jedoch mehr Humor zeigen die beiden Rabenbäume von Martin Pöll. Der gelernte Holzbildhauer schuf aus Eichenholzstämmen weitere Kunstwerke als Reflex seiner Naturbeobachtungen. Jetzt aber war kein Eintauchen in einen fernen Wald mehr nötig, nun befand sich die Inspirationsquelle direkt vor seinem Atelier im Karlsruher Rheinhafen: Krähen und ihr besonderes Verhalten als Gruppentier bei gleichzeitig großer Individualität: Wie die beiden hier ausgestellten Rabenbäume zeigen entwickeln Krähen aus einem ursprünglich

gemeinsamen Stamm jede ihren eigenen Charakter mit eigener Sichtweise bzw. Sichtrichtung. Und der dreiköpfige Rabe auf dem großen weißen Ei: ? Vielleicht ein Hinweis des Künstlers, der viele, nämlich elf Geschwister hat und diese beim Älterwerden beobachten konnte, dass aus einem gemeinsamen familiären Ursprung verschiedene Persönlichkeiten erwachsen und sie ihr Glück beim Erwachsenwerden dann in verschiedenen Richtungen suchen?

Die zweite Ausstellende ist Michelin Kober. Ihr Reich hier sind die Wände. Die Betrachter ihrer perfekt anmutenden Arbeiten sind verunsichert und fragen sich: Was haben Drucke in dieser Ausstellung verloren? Doch weit gefehlt: Alle Arbeiten sind ausschließlich Unikate und mit der Hand bzw. mit dem Pinsel und mit dem Schwamm gemalt. Ihr Thema: die allgemeinen künstlerischen Faktoren wie Raum, Ordnung, Bewegung, Zeit und die Prozesshaftigkeit künstlerischen Gestaltens. Doch fernab expressionistischer, formensprengender, starkfarbiger und gestenreicher Spontanität sucht Michelin Kober im Stillen und findet in ihrem Minimalismus eine erstaunliche Tiefe und subtile, sanfte Schönheit. Zum Beispiel ihre schwarz-weißen, flächenhaften Tuscharbeiten. Durch Übereinanderlegen dünner, mit einem Schwamm aufgetragener Tuscheschichten entsteht durch Hell-Dunkel-Kontraste scheinbar Raumtiefe, das Helle wirkt wie hinten, das Dunkle wie vorne. Bei jeder Abstufung zum Dunklen hin wird die gesamte Restfläche des Bildes immer wieder gleichmäßig übermalt, so dass die schwarzen Randflächen die meisten Schichtungen aufweisen. So gibt es nicht nur ein optisches Nebeneinander sondern auch ein in der Dimension Zeit geschaffenes, geschichtetes Übereinander. Dieses Prinzip der von der Zeit abhängigen Schichtung betrifft den Vorgang der Faltung. Hier werden die Papierbögen mehrfach gefaltet und bei jeder Faltung dann immer nur ein Teil mit Tusche bemalt, so dass dann am Ende ein helles, papiersichtiges Kernfeld stehen bleibt. Michelin Kober erreicht durch die Schichtungen ein von ihr visualisiertes, auf den Punkt gebrachtes Prinzip der Prozesshaftigkeit jeder bildenden Kunst, sie macht deutlich, dass zum Entstehen, zum Wachsen eines Kunstwerkes neben Form und Farbe auch der Faktor Zeit gehört. Kunst ist das Ergebnis eines dynamischen Prozesses.

Diese Prozesshaftigkeit wird von Michelin Kober auch in anderen Exponaten dieser Ausstellung visualisiert. Bei zwei größeren Arbeiten etwa bilden gerade, parallele Striche zwei symmetrische, sich gegenüber liegende Felder. Was auf den ersten Blick als ästhetisch interessante Großstruktur daherkommt, ist jedoch das Ergebnis vieler einzelner, hier im Bild aneinandergereihter Einzelprozesse: Jeder Strich bildet die Spur eines wässrigen Tuschetropfens, der, da das Bild an der Wand hing, nach unten lief und an der von der Künstlerin gewünschten Stelle gestoppt wurde. Dem Perfektionismus, der einer Künstlerin droht, wenn sie eine Struktur darstellen möchte, entging Michelin Kober, indem die Tusche nicht wirklich gerade ablief und sich die einzelnen Bahnen beider Bildhälften auch nicht wirklich genau symmetrisch gegenüberliegen. So bilden diese beiden Arbeiten hochästhetische, fruchtbare Verbindungen von Konzept und Zufall.

Konzept auf der einen und Offenheit des Ergebnisses auf der anderen Seite finden sich auch in der kleinformatigen, offenen Serie „Drauf und Dran“. Von der Blattmitte aus, wo die Künstlerin ihre Arbeit beginnt, lässt sie feinste Punkt- und Linienstrukturen nach außen wachsen. Die Richtung des Wachstums wird nicht vorher etwa durch eine Entwurfszeichnung bestimmt, sondern findet sich beim Gestaltungsprozess von allein gemäß dem Spruch, dass der Weg das Ziel sei. So lässt sich die Künstlerin dann selbst vom Endergebnis überraschen.

Liebe Freundinnen und Freunde der Kunst, die Betrachtung unserer Umwelt und das kreative Nachspüren ihrer Gesetzmäßigkeiten durch Künstlerinnen und Künstler, ihr Suchen und Finden der Kräfte, die die Welt in ihrem Inneren zusammenhält, ist ein Geschenk an uns alle. Künstlerische Intelligenz kann nicht durch künstliche Intelligenz ersetzt werden.

Michelin Kober, Lichtfänger

Vom 10. Juli bis 13. September 2022 war in der Städtischen Galerie Ostfildern die Ausstellung „Lichtfänger“ der Künstlerin Michelin Kober zu sehen.

Michelin ist dem Künstlerhaus Stuttgart nicht nur als Künstlerin verbunden, sondern unterstützt als gelernte Tischlerin auch unsere technische Leitung in allen Fragen des Ausstellungsaufbaus. Ihr Studium an der Akademie der Künste in Stuttgart, absolvierte Michelin in den Bildhauerklassen von Werner Pokorny und Micha Ullmann.

Von der Skulptur herkommend, arbeitet Michelin heute im Medium der Zeichnung, mit Tusche auf Papier.

Grundelement der Zeichnung ist die Linie auf der Fläche. Die Linie entsteht jedoch durch eine Bewegung: Die Bewegung der Hand, die den Stift oder den Pinsel führt und/oder die Bewegung des Tuschetropfens, welcher der Schwerkraft folgend nach unten rinnt. Jede Bewegung ist eine Bewegung im Raum.

Die Bewegung, durch die die Zeichnung entsteht hat einen Anfang und ein Ende und damit eine Dauer. Dieser Gedankenspur führt zu Michelin Kobers eigentlichen Medium, der Zeit. Die Zeit etwa zwischen dem ersten Strich auf dem frischen Bogen bis zu dem Moment, an dem die Wiederholung der immer gleichen Handlung mit dem Erreichen der maximalen Farbtiefe zum Stillstand kommt.

Ich bin den Zeichnungen Michelin Kobers erstmals 2018 im Rahmen der Ausstellungsvorbereitung in der Galerie Imke Valentien begegnet, wo unter anderem Arbeiten der Serien „Horizons“, „let it flow“ und „drauf und dran“ gezeigt wurden.

Schon bei dieser ersten Begegnung wurde deutlich, dass die Arbeiten ihre Wirkung im Raum entfalten. Man muss den Originalen gegenüberstehen, muss sie sowohl mit Abstand, als auch aus der Nähe anschauen können, um ihnen gerecht zu werden. Und selbst dann bleibt das Wesentliche in Michelin Kobers Arbeit für das Auge unsichtbar: Es ist die Spannung, die aus dem Gleichgewicht der Gegensätze besteht, welche das Werk ausmachen, die Balance zwischen Müchternheit und Poesie, Planung und Zufall, Fläche und Raum, Festhalten und Loslassen („flow“). Schwebend zwischen diesen Polen, strahlen die Arbeiten eine fast meditative Ruhe aus.

Was alle Werke gemeinsam haben ist, dass ihre Erscheinung oder Form nicht auf die Gestaltungsabsicht der Künstlerin zurück geht, sondern sich konsequent von innen heraus, aus dem Arbeitsprozess ergibt. Aneinanderreihung und Schichtung bilden dabei das Koordinatensystem.

Michelin Kober nähert sich dem Papier mit einer konzeptuellen Vorgabe, die einen experimentellen und ergebnisoffenen Prozess in Gang setzt. Sie gibt nicht vor, wie das Bild am Ende aussehen soll, sondern welcher konzeptuellen Setzung sie bei der Herstellung folgt. Im künstlerischen Schaffensprozess ist Michelin Kober zugleich Ausführende und Beobachterin.

Der Anfang: Der Prozess, der das einzelne Blatt hervorbringt, gründet in einer Setzung, mit der die Künstlerin den Arbeitsprozess anstößt, so wie man das Pendel einer Uhr anstößt.

In der Serie flimmering aus den Jahren 2021/2022 beispielsweise beginnt die Künstlerin mit einem dünnen Auftrag farbiger Tusche, die das Blatt in vollkommener Gleichmäßigkeit bis fast an seine Ränder füllt. Nach dem Trocknen dieser Tusche-Schicht, erfolgt ein zweiter Farbauftrag bis fast an den Rand des ersten. Dieser Prozess wiederholt sich Schicht um Schicht, bis im Zentrum eine einhundertprozentige Farbdichte erreicht ist. Die subtilen Farbabstufungen zum Blattrand hin erzeugen den räumlichen Eindruck eines sanft gewölbten, kissenartigen Objektes, dessen leuchtende Farbigkeit als Nebeneffekt das titelgebende Flimmern bewirkt.

Das Ende des Prozesses ist durch das jeweilige Konzept vorgegeben. Es kann beispielsweise durch die Grenzen des Blattes (drauf und dran, seit 2012 fortlaufend) definiert sein, wie oben geschildert durch das Erreichen der maximalen Farbtiefe beim Tuscheauftrag oder durch den Stillstand des Tropfens bzw. den Ablauf des Jahres (daily line, 2020-2021)

Michelin Kober macht in ihrer Arbeit Zeit sichtbar und spürbar. Vergleichbar mit musikalischen Notationen, beschreiben ihre Zeichnungen einen zeitlichen Prozess. So wie für die Musik Pausen ebenso wichtig sind wie Töne, arbeitet auch Kober in ihren Zeichnungen mit dem Negativraum, der weißen Fläche, die vom Tuscheauftrag ausgespart bleibt.

Konstituierendes Element ist -wie in der Musik- die Wiederholung: Aus der Wiederholung einer kleinen Form und der regelmäßigen Drehung des Blattes entsteht eine Zeichnung, aus der Wiederholung des Farbauftrages entstehen Schichtungen, aus der Wiederholung der einzelnen Schritte bei einer Papierfaltung entsteht ein Bild. Jede einzelne Zeichnung wiederum ist Teil einer Serie von Blättern, die demselben Entstehungsmuster folgen.

So kann man sich im Werk von Michelin Kober verlieren, indem man in immer tiefere Schichten des einzelnen Blattes eindringt oder aber auch in der entgegengesetzten Richtung, indem man den Linien des Blattes in den Raum hinein folgt.

In der Städtischen Galerie Ostfildern nahm die großformatige Serie *folding expanded on wall*, 2022, eine zentrale Stellung ein: Ausgangspunkt ist ein Papierbogen, dessen Abmessungen sich aus der Armlänge der Künstlerin ergeben, die von ihrem Standpunkt aus, jede Stelle des Bogens mit Schwamm oder Pinsel erreichen können muss. Dieser Bogen wird mehrfach entlang verschiedener Achsen gefaltet und wieder aufgefalted, wodurch sich unterschiedliche polygonale Flächen ergeben. Diese wiederum werden in der Reihenfolge ihres Entstehens während der Faltungen gleichmäßig als graue Tuscheflächen angelegt. Flächen, die sich über das Blatt hinaus ergeben, werden direkt auf die Wand gemalt. Die subtile Wechselwirkung der Tusche mit der Galeriewand und dem Lichteinfall macht die räumliche Qualität der Arbeit erfahrbar. Voraussetzung für die poetische Kraft, welche ihre Arbeiten darüber hinaus entfalten, ist die technische Perfektion ihrer Ausführung.

Der Bildhauerin Michelin Kober gelingt eine Synthese von Konzept, Skulptur, Zeichnung und Malerei, die ihre Faszination im großen wie im kleinen Format entfaltet.

Das gilt auch für Kobers während der Pandemie begonnenen Arbeiten im Instagram-Format: *daily line*, 2020-2021 und *BPM*, 2022. #michelinkober

Daily line, zu sehen auch in der Städtischen Galerie Ostfildern, umfasst 365 Blätter, die im Laufe eines Jahres entstanden sind. Täglich tupfte die Künstlerin vor laufender Kamera einen Tropfen Tusche auf ein postkartengroßes Blatt und filmte die Entstehung einer Linie durch das langsame Herabrinnen der Farbe bis zum Stillstand des Tropfens.

Bei dem Instagram-Projekt *BPM* handelt es sich ebenfalls um eine Serie, der täglich ein Blatt hinzugefügt wird. Hier dokumentiert Kober ihre Übungen am Schlagzeug, wobei sie auf ein Kohlepapier trommelt, das ihre Schläge auf ein darunterliegendes Blatt Papier überträgt. Auf Instagram sind neben den so entstandenen Zeichnungen auch die Übungen selbst zu sehen und zu hören. Bei dieser Arbeit wird die Affinität der Künstlerin zur Musik explizit: der Rhythmus einer Zeichnungsserie wie einer Komposition setzt sich aus der Wiederholung von Bewegungen, Zeitintervallen und Klang zusammen.

Ania Corcilus

Vorstand Künstlerhaus Stuttgart

In einer Gratschwemme von Papierarbeiten - von feinstlinigen Studienblättern bis hin zu schier überfließenden Tuschen - hat die in Stuttgart lebende Künstlerin Michelin Kober (*1968) nicht allein nur ihre Bildwerke ins TTR gebracht, sondern gleich auch einen Teil ihrer magarazzinischen Familie, die sie kurzerhand hierher begleitet hat.

Sie höchstselbst am Schlagzeug, ihr Mann Daniel Mijic an der Gitarre, die gemeinsamen Kinder Emma Mijic Gesang und Emil Mijic an der Mini-Cajon sowie die Nichte Sophia Sadzakov am Bass, spielen sie Stücke wie von Rory Gallagher Don'tknow, where I'm going und den Titel Künstler sind nicht überflüssig von Fanny van Dannen.

Obligleich das sicher als eine geeignete Art der Einstimmung gedacht ist, werden wir - mindestens nach einem aufmerksamen Durchgang durch die Ausstellung mit noch größerer Gewissheit - feststellen müssen, dass wir es zum Einen mit einer Künstlerin zu tun haben, die sehr wohl weiß, welchen Weg sie da eingeschlagen hat, und dass Künstlerinnen und Künstler ganz und gar nicht überflüssig sind, das wissen wir ohnehin schon längst am allerbesten. (Denn ansonsten gäbe es ja die langjährige Ausstellungsreihe hier an diesem Ort auch nicht.)

Dabei kennzeichnet dieser eine Begriff der Gratschwemme, mit dem Michelin Kober ihre Ausstellung überschrieben wissen wollte, äußerst zutreffend ihre bildnerische Vorgehensweise und die in deren Folge entstehenden Werke: Ein Fließen- und Zerfließenlassen von Farbe, bis zu einem ganz bestimmten Punkt, an dem sie (die Farbe, die Linie) angehalten wird, Grat und Grenze im Verlauf - auch im vorangeschrittenen Zeitverlauf - ausbildet.

Sukzessive Schichten Schichten schneidend aufgetragen, bis im flirrenden Prisma des einander Durchscheinenden schließlich ein letzter Rest des unbearbeiteten Papiergrundes sternenhell aus der Tiefe hervorleuchtet. Faszinierende Raumerweiterungen sind es in jedem Fall, als ob wir im blicklos verdunkelten Inneren einer groß gedachten Camera Obscura kauerten, vor einer Art amorphen Lamellenschlitzverschlusses oder einem anderen hochkomplexen Blendensystem, und sich unversehens dessen Optik öffne und Licht - viel Licht! - mit einem Mal gleißend hell in die Augen, in Hirn und Herz hereinzuströmen vermöchte.

Als ich nun vor einigen Wochen die am kommenden Sonntag zu Ende gehende Schau des fantastischen amerikanischen Lichtkünstlers James Turrell im Museum Frieder Burda in Baden-Baden besuchte, war ich zugegebenermaßen einmal mehr beeindruckt, wie dieser dort The Substance of Light in installativ raumgreifende Lichtflutungen zu übertragen versteht. In einer Rezension der Stuttgarter Zeitung (12.06.2018) war Adrienne Braun denn auch offenbar auf Wolke 7 verleitet zu meinen, völlig losgelöst von der Erde verschaffe James Turrell den Besuchern seiner Ausstellung „körperliches Glück - mit nichts anderem als Licht“. Auf einem

Zwischengeschoß des Baden-Badener Museums wurden der Präsentation dann noch beliebige, aus dem hauseigenen Bestand vorhandene Exponate hinzugefügt, die aber allenfalls über ihre illustren Namen (Gerhard Richter, Günter Förg u.a.) dort vor sich hin zu strahlen versuchen. Ganz ohne aufwendige technische Einbauten aber, kostspielige Beleuchtungseffekte und noch dazu stromlos energiegeladen hätten da doch eher die Arbeiten von Michelin Kober mit links viel überzeugender bewiesen, was wirklich Leuchten heißt.

So aber haben wir sie immerhin ganz für uns alleine, all die kobernikanischen Horizons der grün und blau ausgewaschenen Lichtungen, Eisberge und Firmamente, die endlos in sich verschlungenen Kringeleien und Ringelreihen, die lineamenten Gefieder und strichleinflauschigen Wolkenknäuel. Mal analog zur sichtbaren Wirklichkeit mögen sie durchaus wie Landschaften anmuten, Gletscher, die vorüberziehen, mal ist es die horizontale Linie, der Lichtspalt, der schlicht einen Raum vom anderen scheidet, Farbe von Weiß, Hell vom Dunkel, von Nähe und von Ferne.

Hatte die in Herrenberg Geborene zunächst eine Ausbildung zur Tischlerin absolviert, studierte sie danach erst einmal in Kassel und anschließend vor allem an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart freie Kunst (1998-2004). Gruppendynamisch immer aktiv - nicht nur in musikalischer Hinsicht - arbeitet Michelin Kober seit 1999 (in wechselnden Besetzungen) in der Künstlergruppe Filderbahnfreudemöhringen FFMM und ist außerdem an der Organisation des Projektraums Kunstverein Gästezimmer in Stuttgart (Möhringen) beteiligt. Über ihre freie Arbeit hinaus ist sie seit 2015 zudem als künstlerisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Stuttgart (Fakultät Architektur und Stadtplanung) am Institut für Darstellen und Gestalten tätig.

Die Arbeit aber an ihren Papierwerken fordert ihr absolute Konzentration und Zurückgezogenheit ab, um in nachgerade meditativer Versenkung dem Fluss der Zeichnung (auch dem Fließen der Tusche, dem Vergehen von Zeit) zu folgen und allem an der richtigen Stelle und zur rechten Zeit Einhalt zu gebieten. Nur auf diese Weise können diese Blätter die ihnen eigene hypnotische Wirkung entfalten, die einen in Bann schlagen und so ganz selbstvergessen macht.

In seinen 1778 erschienenen Träumereien eines einsamen Spaziergängers hatte der französische Philosoph und Schriftsteller Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) ein vergleichbares Wahrnehmen und Erleben folgendermaßen beschrieben - nachdem ihn zuvor (irgendwann in den 1770er Jahren) auf einem seiner Wege eine riesige Dogge umgerannt und er für Momente das Bewusstsein verloren hatte:

„Es wurde Nacht. Ich gewahrte den Himmel, ein paar Sterne und ein wenig Grün. Diese erste

Empfindung hatte etwas Köstliches. Ich spürte zunächst nur durch sie, dass ich überhaupt existierte. Ich gelangte in diesem Augenblick zum Leben, und mir schien, als erfüllte ich alle Dinge um mich herum mit meiner zarten Daseinskraft. Weil ich nur das Gegenwärtige wahrnahm, erinnerte ich mich an nichts. Ich hatte keine klare Vorstellung über meine Person und keinerlei Ahnung, welches Missgeschick mich da getroffen hatte; ich wusste nicht mehr, wer ich war und wo ich war; ich fühlte weder Schmerz noch Furcht noch Unruhe. Ich sah mein Blut fließen, wie ich einen Bach hätte fließen sehen, ohne auch nur daran zu denken, dass dieses Blut irgendetwas mit mir zu tun hatte. In meinem ganzen Wesen fühlte ich eine wunderbare Ruhe, der, sooft ich mich daran erinnerte, keines der Vergnügen gleichkommt, die mir je vergönnt waren.“

Nichts anderes geschieht in den Arbeiten und in der Ausstellung von Michelin Kober. Man gewahrt den Himmel, ein paar Sterne und ein wenig Grün. In der obersten Etage des Gebäudes angelangt (bezeichnenderweise mit der pantheonischen Augenöffnung im Dach versehen), glaubt man fast, Zeichnung, Farbe, Form seien da nun ganz verloschen, um sich - am Ende wieder abwärts steigend - von Neuem auf den lichten Pfad der Erkenntnis zu begeben. Diese Empfindungen haben wahrhaft mehr als nur etwas rousseau'isch Köstliches an sich. So oder so ähnlich muss Glück sein.

Clemens Ottnad M.A., Kunsthistoriker
Geschäftsführer Künstlerbund Baden-Württemberg

Lange Zeit hat in der Kunst eine rigide und massiv hierarchische Entgegensetzung zwischen denjenigen künstlerischen Gattungen existiert, in denen ein schöpferisches Subjekt spontan, authentisch und originell etwas vorher Inexistentes, etwas ontologisch Neues, eine mit Hilfe der Einbildungskraft erfundene neue Welt erschafft, und denjenigen, in denen mit der Hilfe mechanischer oder sonstiger technischer Mittel die materielle Realität sich selbst abbildet oder verdoppelt, ohne das Wirken eines planenden und entscheidenden Bewusstseins. Zu diesen zweiten, lange als minderwertig, sogar unkünstlerisch betrachteten, weil subjekt- und erfindungslosen Produktionen gehört im Bereich der Plastik der Abguss, die Abformung und der Abdruck, bis hin zur Totenmaske, die bloß mechanische Reproduktion von schon existierenden Objekten oder Kunstwerken; im Bereich der Bilder oder der Malerei sind es die unterschiedlichsten Druckverfahren, vor allem aber die Fotografie, die als mechanisch-physikalisch-chemische und durch einen Apparat hergestellte Verdoppelung oder Selbstabbildung der sichtbaren Wirklichkeit nicht am Range des schöpferischen und auktorialen Werks teilhatte; aber auch im Bereich der Zeichnung oder der Linie, der ja nach der Ansicht der Renaissancetheoretiker das eigentliche Reich der Einbildungskraft und des Geistes ist, können unterschiedlichste Phänomene der Selbstentstehung von Linien auftreten: vor allem durch mechanische Prozesse, wie Abriebe oder Kratzer, die sich in eine Oberfläche einschreiben und Spuren hinterlassen. Diese Spuren werden dann in der ästhetischen Einstellung wie auktoriale, schöpferische Linienzüge aufgefasst und wahrgenommen und eröffnen so eine völlig neue ästhetische Welt. Denn die objektiven Spuren von Einschreibungs- oder Materialprozessen gehorchen keinerlei Regeln der Form, der Komposition, des richtigen oder lesbaren Verlaufs; sie eröffnen eine rätselhafte, undurchschaubare Welt einer neuen, fremden und befremdenden ästhetischen Realität.

Erst mit der grundlegenden Infragestellung von schöpferischer Subjektivität, von Authentizität, Originalität und Spontaneität, in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurden die bis dahin als minderwertig, als nicht schöpferisch bewerteten Verfahren der Selbstentstehung oder der - in einem weiten Sinne - technischen Entstehung von Plastiken, Bildern und Zeichnungen interessant; an die Stelle des neue Welten erschaffenden Schöpfers, der unglaublich geworden war, trat ein Künstler, der Versuchsanordnungen erstellt und Bilder und Zeichnungen dabei beobachtet, wie sie von selbst, Naturgesetzen folgend, entstehen.

Ein Meister dieser Verfahrensweisen war Sigmar Polke, der mechanische Verfahren wie das Gießen der Farbe, chemische Verfahren wie den Einsatz miteinander oder auf Temperatur, Licht und Feuchtigkeit reagierender Substanzen, und physikalische Verfahren wie den Einsatz strahlender Substanzen wie Uran erprobt hat.

Michelin Kober hat sich schon früh, schon während ihres Kunststudiums, mit verschiedenen Möglichkeiten der objektiven, bedeutungslosen Selbstentstehung von Linien beschäftigt; mit objektiven Prozessen, in denen Linien entstehen, ohne dass sie von einem schöpferischen Subjekt geschaffen worden sind. Hier in der Ausstellung sehen Sie eine Weiterentwicklung einiger dieser Arbeiten:

„auf leiser Sohle“, 2015, zeigt auf waagerechten Glasplatten die Spuren von Schnecken, die über diese Platten geglitten waren. Deren Schleimspuren wurden durch darübergerblasenen schwarzen Pigmentstaub deutlich sichtbar gemacht und zugleich geschwärzt. Betrachten wir diese Blätter, die ganz langsam, ganz allmählich durch die Vorwärtsbewegung von Schnecken erzeugt wurden, wie Zeichnungen, sehen wir erstaunliche, irritierende Kompositionen von Linien, die anscheinend nach unverständlichen oder undurchschaubaren, komplexen Regeln gefertigt worden sind. Die übermäßige Kontinenz der Verläufe, die offensichtliche Undurchschaubarkeit der Entscheidungen der Schnecke eröffnen ein irritierendes ästhetisches Feld zwischen der bewussten, sinnerfüllten Arbeit eines Zeichners und den durchschaubaren Kausalitäten von Spuren mechanischer, chemischer oder physikalischer Prozesse.

Die Glasplatten im Format 60 x 80 cm, auf denen sich die Schnecken ergangen hatten, werden wie in einem Gitter auf einer umgelegten Stellwand präsentiert: die Schleimspuren sind in der Waagerechten entstanden, und die Präsentation dieser 'Zeichnungen' auf einer Stellwand belässt sie in der Waagerechten: das betont die materielle Realität und die materielle Entstehung dieser Arbeiten, die waagerechte und materielle Einschreibung der Spuren.

In den beiden anderen Werkgruppen, die hier gezeigt werden, verfährt Michelin Kober noch raffinierter: sie verschränkt künstlerische kompositionelle Zeichnung mit Materialprozessen, und stört diese beiden Pole noch zusätzlich, indem sie die Tätigkeit der Hand durch serielle und repetitive Verfahrensweisen

mechanisiert und die Materialprozesse durch kontingente Verfahren undurchschaubar macht. In der Werkgruppe „drauf und dran“, 2011bis 2015, ist der Titel ganz wörtlich zu nehmen: in einer fast unendlichen Arbeit setzt Michelin Kober neben jedes kleine zeichnerische Element das nächste, mehr oder weniger identische kleine Element, ohne dass der so entstehende Linienverlauf vorher geplant gewesen wäre. Der unvorhersehbare Verlauf entsteht durch die rekursive, fast nur auf das vorhergehende Element bezogene Verfahrensweise, in der sich jeder Schritt immer nur anknüpfend an den vorhergehenden ergibt, ohne übergeordnete, synthetisierende Komposition oder Einheit.

Die Entstehung der Linie hängt auf diese Weise eng mit einer eigentümlichen Konzentration des Blicks auf den Punkt der Einschreibung zusammen; diese Konzentration verdankt sich ihrerseits einem fast trance-artigen Zustand der zeichnenden Künstlerin, für den die endlose Dauer dieses Vorgehens und dessen Langsamkeit von großer Bedeutung sind. In diesem Zustand der Konzentration und der Langsamkeit verschmelzen die leibliche Lust der Hand, die im Prozess der Einschreibung der Hand in eine Oberfläche entstehen kann, und die mentale Lust des Auges, die die entstandenen Einschreibungen als Spuren nachzieht und nachvollzieht. Diese beiden Formen von Lust liegen in der Zeichnung meist weit auseinander. Auch der Betrachter, der sich diesen Zeichnungen zu nähern sucht, wird - in einer Umkehrung dieses Prozesses - durch die Lust des optischen Nachziehens und Nachvollziehens der Einschreibung der Linie zu einer Erfahrung der mitlaufenden leiblichen Lust der Hand verführt.

Selbstverständlich bleibt Michelin Kober Herrin dieses Verfahrens; diese Linien, die durch ein iteratives Addieren oder Repetieren fast identischer Elemente entstehen, entstehen nicht unbewusst oder automatisch. Aber die Künstlerin vermeidet so weitgehend wie möglich, sie zu kontrollieren oder zu intendieren. Sie entstehen fast wie ein organisches Wuchern, wie das Wachsen von Pflanzen, in einem langandauernden, langsamen Prozess. Dieses iterative Wachstum wurde irgendwann gestoppt, aber ohne kompositorischen Grund, meist äußeren Bedingungen gehorchend. Bei diesem Wuchern existiert durchaus eine Rückkopplung der Hand an das Auge: nach der Einzeichnung eines jeden Elements gibt es einen flüchtigen, nahezu unmerklichen Moment der Entscheidung, in welchem Winkel des Verlaufs das nächste Element ansetzen soll - auch wenn dieser Moment der Entscheidung durch die fast hypnotische Suggestivität des Verfahrens unbemerkt bleibt. Auf diese Weise tritt eine gewisse Rücksicht auf die Einheit der Fläche und den Verlauf der Linien in den Prozess ein; die Hand wird nicht völlig mechanisch, und das Auge wird nicht völlig auf den Punkt der Einschreibung konzentriert und reduziert.

Die in diesem Verfahren entstehende quasi unendlich fortlaufende Linie kreuzt sich und bildet Verflechtungen; manchmal entstehen sichtbare Effekte des Übereinander-Liegens der Linien in den Überkreuzungen, also Effekte eines räumlichen Hintereinanders, einer Staffelung der verknoteten Linien. Dieses Geflecht aber kann so, wie es im konzentrierten Fortschreiten entsteht, auch immer nur in partiellen Ausschnitten wahrgenommen und geordnet werden. Es lassen sich immer nur momentane Schichtungen und Verflechtungen erkennen, die ganze Fläche aber bleibt ein undurchschaubares Gewirr von Linien beziehungsweise einer Linie.

Die dritte Werkgruppe, „horizon“, 2013-14, arbeitet mit einem anderen Prinzip der Reihung und der Addition: hier werden zuerst immergleiche Pinselstriche gereiht und dann Flächen dünner Tusche übereinander geschichtet. Michelin Kober setzt mit dem Pinsel Striche einer dünnen Tusche noch feucht nebeneinander. Die noch nasse Tuschelinie wird von links nach rechts durch die jeweils nächste Linie quasi angezapft und entleert, so dass sich im Fortschreiten eine etwas unruhige Fläche bildet, in der die einzelnen Linien nahezu untergegangen sind. Ist diese erste Fläche getrocknet, wird, um eine Linie versetzt und auf dieselbe Weise, die nächste Tuschefläche darübergerlegt, so lange, bis die vielfach geschichtete Fläche nicht mehr dunkler oder samtiger wird. So entsteht eine gestaffelte Farbfläche, die in leichten Abstufungen immer dunkler wird. Diese Fläche bewahrt nicht nur die Spuren des intendierten, additiven Verfahrens der Schichtung, sondern zeigt auch nichtintendierte, aus dem Verhalten der dünnen Tusche resultierenden minimale Schwankungen der Dichte ebenso wie des Verlaufs der Kantenlinien: das Fließen und Ineinander-Fließen der Tusche ebenso wie die Wirkungen der Schwerkraft auf die Tusche, die auf senkrecht hängendes Papier aufgetragen wird, erzeugen Abweichungen und Differenzen. Aufgrund der Schwerkraft fließt die dünne Tusche nach unten und staut sich an den unteren Enden der Linien, so dass sich dort vollere, quasi angeschwollene Tuschebäuche ergeben, die zu dichteren schwarzen Flecken aufrocknen.

Die Künstlerin beschreibt ihr Verfahren selbst so: „Bei der Reihe 'horizon' arbeite ich senkrecht an der Wand, das heißt, das Papier ist auf einer Holzplatte aufgezogen und diese Platte hängt an der Wand. Auf dem Papier sind eine oder mehrere gerade oder gekrümmte Horizontlinien festgelegt. Nun arbeite ich mit Pinsel von links nach rechts und von oben nach unten mit sehr stark

verdünnter Tusche auf die Horizontlinie zu, ohne diese zu überschreiten. Wenn die erste Lage getrocknet ist, beginne ich mit der zweiten Schicht, wieder von links nach rechts und von oben nach unten, allerdings verkürze ich die Linien in einem bestimmten Bereich; so entsteht ein zweiter Grauwert. Diesen Vorgang wiederhole ich so lange, bis das Papier von der Tusche so stark gesättigt ist, daß kein neuer Grauwert mehr entsteht. Die Fläche variiert jetzt zwischen sehr hellen und fast schwarzen Grauwerten. Das Weiß des Papiers bleibt in einem minimalen Bereich erhalten.“

Dieses selbst gestaffelte, serielle Verfahren der additiven Reihung und Schichtung erzeugt erstaunliche Übergänge: die Linie geht durch die verschiebende Reihung in eine Fläche über; die gestaffelte Schichtung der Flächen bringt Raumwirkungen hervor, einen räumlichen Sog, der wie ein Tunnel auf die eine helle Linie oder Form in der Fläche zuläuft; diese unfassbare Tiefe aber ist faktisch eine Aussparung, eine Linie der Abwesenheit oder eine abwesende Linie, ein nicht von Tusche bedeckter Teil des weißen Papiers, eine Leere - so wie sie als Raumwirkung einen leeren Tiefenraum aus Licht suggeriert. Das Zusammenspiel von Tuschelinien, von Tuschequalitäten, von Reihungen und Schichtungen, aber auch von Papierqualitäten erzeugt so einen dramatischen Raum der Dunkelheit, der sich auf ein fernes Licht hin öffnet, und zeigt zugleich, wie dieser Raumeffekt, wie dieser quasi kosmische Sog durch die materiellen Bedingungen der Mittel und der Verfahrensweisen vor unseren Augen entsteht.

Prof Dr Johannes Meinhardt



UNSIHTBARE SCHLEIMSPUREN - ZUR AUSSTELLUNG EBENDA IM DER STÄDTISCHEN GALERIE
IM KORNHAUS KIRCHHEIM
VON KAI BAUER

„Ich arbeite am Stück von links nach rechts, von oben nach unten“ sagt die Künstlerin Michelin Kober. „Man darf keine Pause machen, nicht nachdenken, sonst wird es mechanisch.“ Die Tusche, mit der sie senkrechte Pinselstriche dicht nebeneinander zieht, bildet beim Trocknen Ränder, weil sich die Körnchen des schwarzen Pigments außen sammeln. Diesen Effekt will die Künstlerin aber vermeiden. Die regelmäßigen Linien in der Breite des Pinsels sollen sich zu Flächen verbinden, die mit jeder weiteren Lage immer dunkler werden. Zuvor hatte sie das Blatt mit mehreren, leicht gebogenen und gekippten Horizonten vorbereitet, die von den Spuren des Tuschepinsels frei gelassen werden. Die übereinander gelegten Strichlagen enden immer früher, so dass sie eine trichterartige Formation bilden, die zu einer Stelle hin immer heller wird. Bis zum Schluss des konzentrierten Malprozesses bleibt diese kleine Stelle des Papiers ganz weiß. Der Blick des Betrachters wird davon immer wieder angezogen, Assoziationen von Halogenscheinwerfern entgegenkommender Fahrzeuge auf einer nächtlichen, regennassen Fahrbahn drängen sich auf. „Michelin Kober hat sich schon früh, schon während ihres Kunststudiums, mit verschiedenen Möglichkeiten der objektiven, bedeutungslosen Selbstentstehung von Linien beschäftigt; mit objektiven Prozessen, in denen Linien entstehen, ohne dass sie von einem schöpferischen Subjekt geschaffen worden sind“ so der Kunsthistoriker Johannes Meinhardt in seiner Einführung. Die Serie der Tuschezeichnungen auf Büttenpapier bildet eine von drei Werkgruppen, die Michelin Kober in der Städtischen Galerie im Kornhaus in der Ausstellung „Ebenda“ zeigt. Ebenso werden kleine Zeichnungen, die überwiegend mit dem Röhrchenfüller ausgeführt sind, präsentiert. Sie zeigen Strukturen, die sich aus kleinen Strichmodulen entwickeln und über das Blatt zu wuchern scheinen. Beim Betreten der Ausstellung stößt der Betrachter jedoch als erstes auf eine flache, Bühnenartige Installation. Die Fläche ist mit großen Glasplatten bedeckt über die sich schwarze Spuren ziehen. Diese entwickeln sich immer vom Rand aus und kehren oftmals wieder zum Ausgangspunkt zurück. Wer hier jedoch expressive Pinselschwünge oder asiatische Kalligrafie vermutet, irrt sich. „Das habe ich nicht gemacht“ betont Michelin Kober. Bei dieser Installation hat die Künstlerin mit Tieren zusammengearbeitet. Weinbergschnecken sind über die Glasplatten gekrochen und haben dabei Schleimspuren hinterlassen, die zunächst unsichtbar waren. Michelin Kober hat dann mit schwarzem Pigmentstaub diese Spuren mit einer ähnlichen Technik sichtbar gemacht, mit der sonst Fingerabdrücke bei der Polizeiarbeit gesichert werden. Michelin Kobers Arbeiten wollen so betrachtet werden, wie sie hergestellt wurden, nämlich mit Geduld und Konzentration. Die langsamen Zeichenprozesse haben etwas Meditatives. Was inhaltlich dargestellt zu sein scheint, entsteht in Wirklichkeit langsam aus der Tätigkeit des Zeichnens selbst. Die Künstlerin hat im Vorfeld offenbar keine feste Vorstellung von einem Motiv, das dargestellt werden soll, sondern das Bildergebnis entwickelt sich und die Deutungen und Bedeutungen stellen sich von selbst ein. Das Ergebnis ist da, wenn die Künstlerin das Ende des Entstehungsprozesses feststellt. Michelin Kober ist eine Ausstellung mit wunderbar freien, inspirierenden Arbeiten gelungen.

Mitten im Verrinnen der Zeit fängt die Linie an. Sie zeichnet; sie zeichnet nicht auf. Die Arealforschungen beginnen handnah intuitiv und können in verschiedenen Richtungen gelesen werden, sofern überhaupt Anfang und Ende auszumachen sind. Dieser Anfang aber verbirgt sich meist in den Lineamenten, Knäueln, synaptischen Gewirken, manchen Fallstricken selbst, den Lichthorizonten, die sich - Linie um Linie, mit Tusche auch Bahn um Bahn anwachsend - im nirvanen Niemandsland der weissen Papiere wie eigenmächtig ausgebreitet haben, sie teils randständig besetzen, teils vollständig überschwappen machen und damit entgrenzen.

Im selbstvergessen feinen Kräuseln der Strichwege, in heftiger gezackten Staccati oder durchsichtig schimmernden Konturen der Linienarbeit von Michelin Kober äussern sie freilich ganz unterschiedliche Charaktere. Je abhängig von Strichstärken und verwandtem Zeichenmittel - Bleistift, Buntstift, Pinseln, den verschiedenfarbenen Tuschen - vermitteln sie an keiner Stelle die ihnen offensichtlich doch zueigene zeichnerische Disziplin und Dauer nach aussen. Entgegen eines kompositorisch konstruierten Kalküls, das es nur ja methodisch zu entziffern gälte, halten die Zeichnungen vielmehr ihre Selbstratsel mit leichthändiger Wirkung offen.

Vermeintlich völlig heterogenen Wahrnehmungssphären angehörig, wechseln hier nämlich - mikro makro - die Sehweisen zwischen astrophysischen Phänomenen und organisch biologischen Präparaten, frei flottierendem Linienschweifern und chaosmaschigen Geweben, die ihre Texte und Texturen aus einem bewusst unbewussten Niederschreiben ableiten. Diese zur Zeichnung umgewandelte *Écriture automatique* hat sich des ausweglos Labyrinthischen längst entledigt, indem sie sich in eigene ariadnische Gewebe eingesponnen hat, die mühelos ebenso über die kartografischen Höhenlinien unbewohnter Eilande aller kindhaft crusadischen Erinnerungen zu führen wissen, wie sie himmelnah milchwässrige Wolkenhaufen oder aber andere geisterhafte Homunkuli-Ausbildungen (vgl. Blätter aus der Folge *Munkel*, 2011, Tusche auf Papier) hervorzurufen verstehen.

Mit den in sich verschlungenen Linienbändern, die sich ständig richtungsändernd vielfach unter- und überschneiden, sorgt Michelin Kober dabei auch für eine schier körperhafte Durchraumung des Papiergrundes, die der Betrachter während der optisch-visuellen Erkundung des zeichnerisch imaginierten Davor und Dahinter - samt aller darin vorgestellten Zwischenbereiche - unwillkürlich nachvollzieht. Einer historisch angelernten Ornamentik gänzlich überdrüssig haben sich Entrelac, Mäander und alle anderen laufenden Hunde widerständig miteinander verschworen, künftig freie Fabelwesen zu sein.

Verdichten sich Linie und Lineament nun weiter (wie in den teilweise großformatigen Arbeiten aus der Serie *horizon*, 2013, Tusche auf Papier), bis sich aus den mehrfach überlagerten Grauschichten eine tuschgetränkt volumenhaltige Nachtschwärze einstellt, aus der die wie elektrisch aufgeladenen, vibrierenden Horizontlinien (i.e. der eigentlich unbearbeitete Fond) eine erstaunliche Leuchtkraft und Tiefenräumlichkeit entwickeln, wird die Nähe zu bildhauerischen Vorgehensweisen und Raumkonzepten neuerlich erkennbar.

Die Handlung - der zeichnerische Prozess - stellt somit die Aufzeichnung wie die Auflösung der Zeit gleichermaßen dar. Die unzähligen, in langwierigen Arbeitsschritten konzentriert aufgebrachten, sukzessive aneinander gefügten Farbschichten sind dem sie Betrachtenden zu Einem in der Vergangenheit Getanen geronnen, die liquid(ierte)e Linie im Tuschefließen verströmt, ein verdunkelter Flächenraum also endlich, aus dem jener Zeitmesser Licht unmessbar lange herauszustrahlen vermag - und zugleich doch wieder nur Linie ist, mit sich (selbst) verzehrenden Schlangenstrichen die Endlichkeit verwunden - „Hätte die Schlange nicht verführt, wäre Adam gar nicht aus dem uroborischen Kreis hervorgekommen. Er hätte alles, aber kein ‚Ich‘“¹